

Die Erarbeitung des vorliegenden Heftes fiel in die Zeit des Bundestagswahlkampfes. Auch wenn die Politiker/innen sich inhaltlicher Aussagen weitgehend enthielten, wurden doch zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder unterschiedliche politische Positionen deutlich. Die Kontroverse kreiste vor allem um den Stellenwert sozialer Fragen und damit um Für und Wider der Integration oder Ausgrenzung bedeutender Gruppen unserer Gesellschaft. Ich denke hier vor allem an die vom sozialen Abstieg Bedrohten, die Arbeitslosen, die berufstätigen Frauen und an die »Ausländer« in unserem Land. Der Ausgang der Bundestagswahl hat die Bedeutung dieser Themenfelder unterstrichen und damit die lange rein ökonomisch orientierte öffentliche Diskussion nicht nur wieder stärker um soziale, sondern auch um moralische Fragen bereichert.

Die Begründer der kritischen berichte entstammten derselben Generation der 68er, die jetzt die Regierung übernommen hat. Doch unsere Zeitschrift hat inzwischen, Dank wechselnder Redaktionen (im Gegensatz zu den Grünen halten wir an der Rotation fest), eigene Wege beschritten und längst fühlen wir uns mehr der Rolle des kritischen Beobachters unserer Altvorderen, als des folgsamen Parteigängers verpflichtet. Wo also unter den neuen Rahmenbedingungen könnte unsere Position sein?

Diese Frage stellt sich um so dringlicher, als unser Fach nach dem »Ende der Kunstgeschichte«, das sich ebenso vorübergehend gestaltete, wie das proklamierte »Ende der Geschichte«, an einem Wendepunkt steht. Dies jedenfalls war die Botschaft des »Kleinen Kunsthistoriker-Kongresses« im Karlsruher ZKM (Zentrum für Kunst und Medientechnologie), auf der ein gewichtiger Teil der Prominenz »unserer« 68er zusammenkam und der uns deshalb im Editorial etwas intensiver beschäftigen soll (vgl. auch die Rezension von L. Haustein in diesem Heft, die sich jedoch nicht mit der Meinung der Redaktion deckt). Dieses Heft versucht daher unter Bezugnahme auf den Begriff der »Ausgrenzung« eine Standortbestimmung der engagierten Kunstgeschichte und gibt ihm in programmatischer Form noch zwei weitere zur Seite: Moral und Realität.

Die Auseinandersetzung mit der politisch-sozialen Realität wird in der zeitgenössischen Kunst nun schon seit längerer Zeit von einigen vermißt und entsprechend eingeklagt. Keine Überraschung ist dies bei dem westdeutschen Chronisten der »Leipziger Schule«, dem Kunstkritiker Eduard Beaucamp. Gerade schrieb er wieder in seinem Beitrag für den Bad Homburger Bernhard Heisig-Katalog (1998): »Zu den rätselhaften Entscheidungen der modernen Ästhetik gehört ihre Abwendung von der Zeitgeschichte«. Auch liegt nun ein neues Buch unter dem Titel »Der verstrickte Künstler. Wider die Legende von der unbefleckten Avantgarde« von ihm vor, in dem er von der Defensive in die Offensive, d.h. von der Verteidigung der ehemaligen DDR-Künstler zu einem Angriff auf die »Wirklichkeitsblässe« der Westkünste übergeht. Erstaunlicher war da schon, daß jüngst auch Otto Karl Werckmeister und Martin Warnke ins gleiche Horn stießen. Ersterer schrieb in einer kritischen Rezension von Beltings Buch »Das Ende der Kunstgeschichte: eine Revision nach zehn Jahren« (Kunstchronik, 51 Jg., 1998, H. 1) die polemischen Sätze: »Die Inkongruenz

zwischen Kunstgeschichte und Gegenwartskunst schlägt auf deren künstlerische Bestimmung zurück. Ihre Geltung als künstlerische Kultur steht ebenso zur Disposition wie etwa die der akademischen Bildkunst des späten 19. Jahrhunderts oder die des sozialistischen Realismus, (...)« und letzterer sprach auf der erwähnten Tagung des ZKM von der Hermetik der zeitgenössischen Kunst und empfahl der Kunstgeschichte, sich besser den sogenannten Massenmedien zuzuwenden: »Ein an alter Kunst geschulter Ikonograph, Wahrnehmungs-, Stil- oder Formanalytiker müßte die visuelle Bildkultur im öffentlichen Raum mit seinem methodischen Rüstzeug besser verstehen und analysieren können als die in dem 'System Kunst' eingekapselten Produkte.« (zitiert nach der FAZ, 15.7.1998).

Während Werckmeister und Warnke recht pauschal die gesamte zeitgenössische Kunst unter der gleichen Kategorie der »Expertenkultur« fern der Realität positionieren, so versucht Hans Dickel in einem Beitrag für das vorliegende Heft eine vorsichtige Differenzierung. Nach seiner Meinung gilt es, verschiedene Richtungen in der aktuellen Kunstproduktion zu unterscheiden, einige, die direkt für das Museum produzieren, und andere, die weiter den Dialog mit dem Zeitgeschehen suchen. So sieht er in den Arbeiten von Kabakov und Boltanski sowohl eine institutionelle Kritik an der Praxis von Museen »zeitgenössischer Kunst, Werke selbst zu generieren, die sie vorgeben zu dokumentieren«, als auch ein Engagement für die Rückkehr von Realität ins außermuseale öffentliche Bewußtsein.

Nun wird immer offensichtlicher, daß uns das Ende der Postmoderne eine Rückkehr der Realität in die Kunst beschert (vgl. auch den Artikel von Thomas Assheuer in der »Zeit« vom 13.8.1998: »Der Schnee von gestern. Was bleibt von der Postmoderne? Die alte Realität kehrt ins neue Denken zurück«). Symptomatisch hierfür ist die Auswahl der derzeit viel beachteten Berliner Ausstellung »Sensation: Junge Britische Künstler aus der Sammlung Saatchi«, die einen wohlthuenden Gegenpol zur gut vermarkteten Spaßkultur in der gleichzeitig laufenden Kölner Schau »I love New York« bildet. Gerade in Großbritannien, wo es wie in Spanien nach dem Zweiten Weltkrieg mit Auerbach und Bacon weiter eine starke figurative »Schule« gab, scheint die neue Tendenz zuerst zu greifen. Am deutlichsten läßt sich der Umbruch aber dort ablesen, wo die Leidensspur des neuen globalen »Dschungelkapitalismus« die Künstler zu ästhetischen Provokationen inspiriert (vgl. hierzu den Beitrag von M. Scholz-Hänsel im vorliegenden Heft). In der Ausstellung »Sensation« stehen dafür als Exempel die fotografischen Milieustudien von Richard Billingham. Ein zentraler Begriff, um diese neuen sozialen Themen zu fassen, könnte der der Exklusion oder Ausgrenzung sein.

Wesentliche Impulse für die neue Sensibilität gegenüber der Realität kommen von der Soziologie, die ja auch in den 60er Jahren Leitwissenschaft und Motor der Studentenbewegung war. Von dem US-amerikanischen Soziologen Richard Sennett stammt die vielleicht beste Beschreibung der neuen ökonomischen Rahmenbedingungen. In seinem Buch »Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus« (Berlin 1998) thematisiert er die Veränderungen und kommt anhand exemplarischer Schicksale auch auf »gescheiterte« Lebensläufe und mögliche Alternativstrategien einer künftigen Gesellschaft zu sprechen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu andererseits publizierte jüngst eine auf umfangreichen Feldforschungen basierende Studie unter dem Titel »Das Elend der Welt« (Konstanz 1997), die der neuen

Ausschlußpolitik den Kampf ansagt. Neben einem ökonomischen Kapital kennt seine Theorie auch ein kulturelles Kapital, dem er im deutlichen Unterschied zu marxistischen Positionen revolutionäre Kraft bescheinigt, so schon bei der Wende 1989 in der DDR (vgl. hierzu seinen Sammelband »Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns«, Frankfurt a.M. 1998).

In der Kunstgeschichte kam der Terminus der Exklusion zunächst für die schon laufenden Diskurse über Bilder von Frauen und Fremden zum Einsatz (vgl. hierzu den Beitrag von V. Schmidt-Linsenhoff im vorliegenden Heft, die Parallelen und Unterschiede zwischen sexistischen und rassistischen Ausgrenzungen thematisiert). Die beste Zusammenfassung des Diskussionsstandes gibt der von Peter Weibel, dem designierten neuen Direktor des ZKM, herausgegebene Katalog »Exklusion: Inklusion« (Köln 1997; vgl. hierzu die Rezension von B. Schoch-Joswig im vorliegenden Heft). Dagegen haben die künstlerischen Arbeiten zur Ausgrenzung sozial Deklassierter bisher noch kaum Resonanz in unserem Fach gefunden.

Vor allem zwei Gründe lassen sich dafür ins Feld führen: erstens die derzeit besonders starke US-amerikanische Dominanz des kritischen Diskurses in der Kunstgeschichte, der die stärker im »Rheinischen Modell« (Sennett) des Kapitalismus verankerten neuen sozialen Fragestellungen nur langsam rezipiert (zwar wird der Einsatz für die Menschenrechte in den USA groß geschrieben, aber es sind eher autoritär regierte Staaten, wie die Volksrepublik China, die das Recht auf Arbeit verteidigen) und zweitens eine gewisse Fetischisierung der Macht, die gerade für »unsere« 68er besonders charakteristisch ist. Wer sich darunter nichts vorstellen kann, dem sei die Lektüre der diesjährigen Septembergausgabe der überall kostenlos ausliegenden »Kunstzeitung« empfohlen. Dort präsentieren die Herausgeber die Ergebnisse einer eigenen Untersuchung über die »Mächtigsten« im Kulturbetrieb. Immerhin werden hundert Namen aufgeführt, von denen die ersten dreizehn – alles Männer – mit Porträt steckbriefartig präsentiert werden, wohl damit man sich bei passender Gelegenheit vorteilhaft bei ihnen vorstellen kann.

Überraschenderweise waren sich in Karlsruhe fast alle einig, daß die Neuen Medien und die visuelle Bildkultur im öffentlichen Raum stärker als bisher ein Thema der Kunstgeschichte sein sollten. Es drängt sich die Frage auf, ob es auch hier vorrangig um Macht geht. Von Inhalten jedenfalls scheint nur wenig die Rede gewesen zu sein und was der promovierte Mathematiker Peter Weibel, hierzu in einem Interview mit der »taz« (12.10.1998) sagte, hinterläßt zumindest einen ambivalenten Eindruck. Zwar will er aus dem »ZKM nicht nur ein Kompetenzzentrum für Technologie, sondern auch für soziale Fragen machen«, andererseits aber hält er nichts mehr von Künstlern, die ihre Körperlichkeit und Existenzsorgen ausstellen. Medienkünstler sollen Medien reflektieren«, so sein Credo. Hier deutet sich an, was Beaucamp im »Verstrickten Künstler« als weitere Zellteilung prognostiziert: »Nach Fotografie und Film emanzipieren sich die elektronischen Bilder vom angestammten Kunstbereich.« Muß man ihm also Recht geben, wenn er die Hoffnungen auf den »elektronischen Medienmix«, als eine Fata Morgana jener bezeichnet, die nicht akzeptieren wollen, daß künstlerische Moderne und Avantgardebegriff heute historische Phänomene bezeichnen und keine anthropologischen Konstanten sind; also es weder eine »zweite« noch eine »dritte Moderne« gibt?

Bei so einem großen Arbeitsgebiet wie den (Neuen) Medien, zu denen wir hier auch Fernsehen und Presse zählen, sollten jedenfalls von Seiten der Kunstgeschichte Schwerpunkte gesetzt werden. Ausgrenzung könnte einer sein, und unter diesem Titel ließen sich so konträre, aber dicht an der deutschen Realität orientierte Themen fassen, wie die jüngste Medien-Berichterstattung über Bernhard Heisigs Einladung zur Ausgestaltung des Reichstages oder auch die Reproduktion der immer gleichen Stiernacken in allen Tageszeitungen, um am Beispiel der NPD-Demo am Leipziger Völkerschlachtdenkmal die angeblich vollkommen rückwärtsgewandte Jugend in den neuen Ländern zu charakterisieren. Wie Bourdieu bei seiner Analyse des Fernsehens richtig beobachtete (vgl. hierzu das Buch »Über das Fernsehen«, Frankfurt a.M. 1998), führt Konkurrenz eben nicht unbedingt zu Vielfalt, und die Medien sind auch deshalb so meinungsbildend, weil überall ähnliche Dinge geschrieben und die gleichen Bildagenturen konsultiert werden. »Zensur« gibt es ebenso jenseits der Stasi (vgl. hierzu auch die Anmerkung zu dem Artikel von V. Schmidt-Linsenhoff).

Nicht von den Mächtigen, sondern von Ausgrenzung und Moral handelt das vorliegende Heft der kritischen berichte, ein Thema, das derzeit offensichtlich nicht mehr nur Kirchenleute interessiert. Wer auf einer der vielbesuchten Wahlveranstaltungen des Filmemachers, Aktionskünstlers (Teilnehmer beim letzten Steirischen Herbst) und Theaterregisseurs Christoph Schlingensief war, weiß, wovon wir reden. Seine Partei »Chance 2000«, die zur Bundestagswahl antrat, steht deutlich in der Tradition ähnlicher Gründungen von Joseph Beuys, wie z.B. der 1967 ins Leben gerufenen »Deutschen Studentenpartei als Metapartei«, nur daß sich auf den vorderen Listenplätzen statt Künstlern und Studenten nun vorrangig Arbeitslose und Behinderte fanden. Das Programm wiederum enthielt für Machtstrategen so provokante Sätze, wie: »Machen Sie mal was! Was ist egal. Hauptsache sie können es vor sich selbst vertreten. Natürlich wird es eine Pleite werden, wenn Sie selbst was machen. Aber eine Pleite, die von Herzen kommt, ist besser als eine Million, an der Scheiße hängt.«

Was Schlingensief in seiner Aktion symbolisch faßte und wofür er finanzielle Unterstützung von Leuten wie dem Filmemacher Tom Tykwer (»Lola rennt«) erhielt, ist letztlich gar nicht so weit entfernt von den zukunftsgewandten Schlußfolgerungen der Soziologen Bourdieu und Sennett. Letzterer sieht in einem neuen bewußten »Wir« eine mögliche Antwort auf die Zwangsindividualisierung des »flexiblen Menschen« durch eine allmächtige Ökonomie und vermutet: »Ein Regime, daß Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann seine Legitimität nicht lange aufrechterhalten.« Bourdieu andererseits hat sich ganz konkret sowohl mit streikenden Arbeitern, als auch mit französischen Arbeitslosen solidarisiert, die er nicht mehr im alten marxistischen Sinne als Lumpenproletariat geringachtet, sondern denen er, wir deuteten es bereits an, Dank ihres »Bildungskapitals« auch Veränderungskraft zuspricht.

Wenn von »realer« Ausgrenzung in Deutschland die Rede ist, dürfte vielen die Debatten des letzten Jahres um die Türkeiipolitik der Bundesregierung, das Kopftuch der Lehramtsanwärterin Fereshta Ludin und die angedrohte Zwangsausweisung von »Mehmet« und seinen Eltern in München einfallen. Tatsächlich ist das Interesse an der größten Ausländergruppe, den türkischen »Mitbürgern«, aber gerade im letzten

Jahr deutlich gestiegen. »Die Zeit« publizierte schon im Dezember 1997 »Ein Magazin von und über Türken in Deutschland« und in der gleichen Zeitung (28.5.1998) wurde die jüngste Arbeit von Jeff Wall, die im September 1997 in Istanbul, in den illegalen Ansiedlungen am Stadtrand entstand, ausführlich kommentiert, gerade macht der Film von Fatih Akin, eines Sohnes türkischer Einwanderer, »Kurz und schmerzlos« seine Runde (der Spiegel, 43/1998 sprach anlässlich der Premiere gleich von einer ganzen »Generation deutsch-türkischer Filmer, die mit Lakonie und Frechheit das deutsche Kino erobern wollen«) und an mehreren Orten zeigte man Ausstellungen von und über Türken/innen, so in Essen (»Fremde Heimat« im Museum Folkwang), Bonn (der Fotograf Mehmet Ünal im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland) und zuletzt in Berlin (»Istanbul in Berlin. Die Berliner Istanbul-Stipendiaten 1988-1998« im Kunstamt Kreuzberg / Bethanien und »Reise durch das Labyrinth. Istanbul-Berlin: Eine Ausstellung von jungen Künstlerinnen und Künstlern aus Istanbul« in dem Ausstellungsraum »Pozzo Pozozza« in der Katzbachstr. 19). Wir freuen uns daher sehr, daß Beral Madra, die die beiden Berliner Präsentationen organisiert hatte, für uns einen aktuellen Bericht zur Lage der zeitgenössischen Kunst in Istanbul verfaßt hat. Für viele deutsche Forscher/innen zum interkulturellen Austausch ist die Situation in New York heute weit bekannter, als es die interessanten Veränderungen in der Kreuzberger Kulturszene in Berlin sind. Hier gilt es noch weite Felder zu entdecken und zu bearbeiten.

Der Text von Madra ebenso wie der von Javier Arnaldo zu den Arbeiten von Eberhard Hirsch wurde von Scholz-Hänsel im engen Austausch mit den Autoren/innen in die vorliegende deutsche Form gebracht. Der »Künstlerbeitrag« von Hirsch ist für die kritischen Berichte ungewöhnlich, spiegelt aber vielleicht besser als jeder schriftliche Beitrag die Dringlichkeit des Paradigmenwechsels. Auch befreit uns der Autor von der Last, als Moralapostel mißverstanden zu werden, denn seine Protagonisten gehören zwar einheitlich zur Kategorie der Ausgegrenzten, doch nicht alle scheinen darunter zu leiden. Während in den Beiträgen von Hirsch und Scholz-Hänsel die »Ausgegrenzten« im Vordergrund stehen, wirken die bei Dickel abgebildeten Installationen wie deren Lebensräume. Distanz zum System ist oft der erste Schritt zum Neubeginn, vielleicht auch deshalb hat Mathias Greffrath in der taz (9.9.1998) das »Manifest der glücklichen Arbeitslosen« unter dem Kommentartitel »Die Spur der Mönche« als den radikalsten politischen Text des Jahres bezeichnet.

Die Rezensionen von Brigitte Schoch-Joswig und Corinna Tomberger bereichern den Begriff der Ausgrenzung um zusätzliche Aspekte. Ausgegrenzt aus der Kunstgeschichte war lange die Ornamentik. María Ocón, die selbst zu dem Thema »Von der Verdrängung zur Faszination. Ornament und Moderne. Die Theoriebildung der Moderne und die Debatte um das Ornament im deutschen Architekturdiskurs (1850-1929)« gerade ihre Promotionsarbeit abschließt, hat zwei neuere Publikationen aus diesem Bereich für uns besprochen.

Michael Scholz-Hänsel